

«Wir brauchen mehr Raum für Gedanken»

Effizienzkriterien aus der Arbeitswelt gelten zunehmend auch an Universitäten

Theo Wehner, Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie, beobachtet eine Ökonomisierung des Studiums. Im Interview fordert er weniger Zwang und mehr Raum für selbständige Reflexion.

Simona Pfister

Einer der Forschungsschwerpunkte Ihrer Arbeitsgruppe lautet «Arbeitsplatz Universität und Schule». Inwiefern ist das Studium heute «Arbeit» geworden? Tatsächlich lässt sich seit einigen Jahren eine Annäherung von Studium und Arbeit beobachten. So beginnt sich an den Universitäten eine grundsätzlich asymmetrische Beziehungsstruktur zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer einzustellen, wie sie eigentlich charakteristisch für Erwerbsarbeitsstellen ist.

Was bedeutet diese Asymmetrie konkret für die Studierenden?

Ähnlich vielen Arbeitnehmern müssen die Studierenden heute mechanisch bestimmte Aufgaben abarbeiten, und zwar genau wie, wann und in welchem Zeitraum es die Studienordnungen vorsehen. Dadurch sind ihre Möglichkeiten für eine Re-Interpretation des Vorgegebenen und somit für eigenständiges Denken stark eingeschränkt. In beruflichen Situationen mag das häufig ohnehin nicht erwünscht sein. An der Universität hingegen schrumpft so der Raum für das, was eben nicht Arbeit ist: für Bildung.

Man kann der Ansicht sein, die Universität habe sich nicht um Bildung zu kümmern, sondern solle die Studierenden für bestimmte Berufe ausbilden. Ist es aus dieser Perspektive nicht sinnvoll, wenn sich das Studium in seinen Strukturen der Erwerbsarbeit angleicht?

Bis zu einem gewissen Grad ergibt es einen Sinn und war es schon immer so, dass ein gewisser Austausch zwischen den Anforderungen von verschiedenen Berufssparten und den Universitäten bestand. Wenn die Vorgaben und damit der Raum für selbständige Reflexion aber zu eng werden, kann kein Überschuss an Denken und somit auch nicht an Wissen entstehen. Genau dieser wäre aber zentral für die Weiterentwicklung einer Gesellschaft.

Wie zeigt sich dieser verminderte Denkraum der Studierenden im Alltag?

Die rigiden Vorgaben lassen sich schon an ihren Fragen erkennen: Nur noch selten wendet sich jemand an mich, weil er ein Thema vertiefen möchte. Meistens erkundigen die Studierenden sich, was genau an der Prüfung kommt oder welche Vorgaben sie erfüllen müssen. Weil die Curricula derart viele Leistungsaufträge vorsehen, will die Mehrheit jedes «Zuviel» an Arbeit und Denken vermeiden.

Sind die Studierenden nicht selbst schuld, wenn sie sich an diese Vorgaben halten und sich die Zeit zur Reflexion nicht nehmen?

Die grosse Masse geht tatsächlich erstaunlich regelkonform durch das Studium. Ein einzelner Studierender wäre so mit der Entscheidung, «entschleuniger» zu studieren und sich dafür zu vertiefen, sehr allein, wenn nicht gar ausgegrenzt.

Wie erklären Sie sich den Gehorsam?

Die heutigen Studierenden zeichnen sich durch eine stark verinnerlichte Leistungsbereitschaft aus, die ihnen schon im Gymnasium vermittelt wird. Es kommt schliesslich niemand als durchrationalisierter Mensch auf die Welt! Dahinter jedoch steckt eine Ökonomisierung der Gesamtgesellschaft, in die wir über die letzten Jahrzehnte hineingeschlittert sind.

Können Sie diese Ökonomisierung erläutern?

Heute werden nicht nur Waren, sondern auch Hobbys, Beziehungen und eben auch das Studium nach ihrem Tauschwert und nicht nach ihrem Gebrauchswert beurteilt. Auch die Studierenden sehen sich deshalb unter Druck, sich selbst zu vermarkten wie eine Firma ihr Produkt; sie werden zu Arbeitskraftunternehmerinnen und -unternehmern. Deutlich zeigt sich dies im Bemühen um ein möglichst perfektes CV, auf dem sie keinen Umweg und keine Verspätung dulden.

Inwiefern ist eine solche Selbstvermarktung heute tatsächlich nötig?

Sicherlich gibt es gewisse Firmen, welche Druck in diese Richtung ausüben. Natürlich ist auch die Konkurrenz bei der Stellenbewerbung aufgrund der höheren Studierendenzahlen gestiegen.

Allerdings lassen sich die starken Ängste, die ich bei den Studierenden spüre, nur teilweise damit erklären, besonders in Anbetracht der geringen Akademikerarbeitslosigkeit in der Schweiz. Im Gegensatz zu früher ist eine gewisse Sorge heute schon tief verinnerlicht.

Ist Bologna die Ursache für diesen Wandel?

Ich beurteile Bologna nur als strukturellen Ausdruck dieses «ökonomisierten» Gedankenguts, auch wenn die Reform einen qualitativen Sprung bedeutete. Ein System ist aber immer nur das, was die Menschen daraus machen. Deshalb sehe ich vor allem die Hochschuldozierenden in der Pflicht, den problematischen Entwicklungen entgegenzusteuern.

Wo sehen Sie deren Veränderungsmöglichkeiten?

In der Kommunikation mit den Studierenden könnten Dozierende versuchen, besagte Ängste zu thematisieren und sie zu ermutigen, ihren Interessen nachzugehen. Auf der strukturellen Ebene würde schon die Veränderung des Benotungszwangs helfen.

Wieso sind Noten problematisch für die Lernatmosphäre?

Da in Universitäten bei den Noten eine Normalverteilung angestrebt wird, muss die Gesamtleistung einer bestimmten Gruppe immer gleich bleiben: Wenn jemand besser wird, muss der andere eine schlechtere Bewertung erhalten. Dadurch werden die Noten nicht als Rückmeldung zur persönlichen Entwicklung verstanden, sondern mutieren zum Ranking unter Personen. Wie arbeitspsychologische Studien zeigen, kann aber genau dies die intrinsische Motivation bei einer Tätigkeit reduzieren.

Theo Wehner ist Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie an der ETH Zürich und leitet die Forschungsgruppe «Psychologie der Arbeit in Organisation und Gesellschaft».